

Da saß er auf einer einsamen Distelblüte; er hatte sich tief zusammenge-  
geduckt und sah nicht rechts noch links. „Ich werde nie mehr bewundert  
werden,“ sprach er trübe, „nie — nie — nie! Wenn ich tot wäre, das wäre  
das Beste für mich.“ So saß er eine Weile, und dann schnurrte er in das  
Gebüsch und kroch tief in das Gras hinunter.

Niemand hat ihn wieder gesehen.



## Der Heidegeist.



**E**s war ein junger Mensch, der hieß Lajosch. Er saß dort, wo die Felder  
eines ungarischen Heidedorfes aufhörten und die Heide anfang, auf  
einem Steine und hatte nichts an als ein Paar weite, unten ausgefranzte  
Leinwandhosen und ein weites Leinwandhemd mit einem Gürtel, dazu einen  
alten schmutzigen Filzhut auf dem pechschwarzen Zottelhaar. So gingen die  
Leute in dem Heidedorfe alle. Er that nichts, als daß er mit seinen schwarzen  
träumerischen Augen auf die Heide hinaussah, auf welcher der Nachmittag  
lag; und wie weit konnte er sehen! — bis dahin, wo der Himmel und das  
Graugrün der glatten Ebene sich berührten. Es waren gewiß viele Meilen  
bis dahin. Der Himmel war wie ein blaues Meer, und die Heide wie ein  
grünes, am Himmel war nichts zu sehen, und auf der Heide auch nichts.  
Und eben weil nichts zu sehen war, träumte Lajosch so gedankenlos vor sich  
hin; seine Seele war das dritte Meer, auf dem nichts zu sehen war.

Endlich war es ihm doch einen Augenblick, als sähe er etwas, nämlich  
kleine hellere und dunklere Punkte, die sich bewegten — weit, weit fort in  
dem Grünen; und nun dachte Lajosch auch etwas: er dachte, daß es die  
Pferde eines Tschikofsch seien, vielleicht des Tschikofsch Sador Pal, den er kannte.  
Ein Tschikofsch ist nämlich ein Pferdehirt in der Heide.

Mit einemmal — er wußte nicht, wie es kam — stand Lajosch auf und  
ging auf die Heide.

Die Ziesel fuhren vor seinen Schritten in ihre Löcher; ein paar Raub-  
vögel flogen auf und kreisten über ihm. Er schritt durch das kurze Gras,

durch Wolfsmilcharten und Heideblumen, welche die Nachmittagssonne sengte,  
und dachte, er müßte den Pferden allmählich näher kommen; aber dem war  
nicht so, und das ärgerte ihn. Er ging desto schneller. Als der Tag sich  
neigte und die Sonne wie ein Ball von glühendem Eisen in rötlichen Dunst  
versank, blickte er sich um: das Heidedorf war nicht zu sehen.

Lajosch fürchtete sich weder vor der Einsamkeit noch vor dem Schlafen  
unter freiem Himmel. Er fand zuletzt noch einen kleinen Sumpf mit ein  
paar alten Pappeln darum, und dort legte er sich auf den Boden.

Aber zu schlafen vermochte er nicht. Er horchte auf die Stimmen der  
Heide, ein Rascheln, einen Schrei, fernes Gebell und das Glucksen auf-  
steigender Sumpfböden. Endlich fing er an, die Sterne zu zählen.

Da ging ein Windessausen über die Heide; die Pappelzweige klapperten  
zusammen und die Blätter zischelten, und Lajosch meinte von weit her Musik  
zu hören und Pferdegetrappel. Als er sich ein wenig aufrichtete, gewahrte  
er einen lichten Nebel, in dem sich Rosse tummelten und Gestalten bewegten.  
Das Sausen schwoll zum Sturm an, Wirbel kreiselten um ihn und schüttelten  
Staub und dürres Graswerk über ihn, und wie der Sturm, so rasten die  
Rosse näher mit den Reitern darauf, lange Peitschen flogen und knallten,  
Hunde bellten und sprangen an den Pferden in die Höhe, und durch alles  
ertönte ein Zimbal und eine Geige.

„Der Heidegeist!“ sagte Lajosch und duckte sich in das Gras.

Er sah nichts mehr, aber er hörte, wie es rund um den Sumpf sprach:  
„Guten Abend, Herr!“ — und es war, als ob das die alten Pappeln sein  
müßten, die es sprachen. Da rief eine Stimme:

„Was macht mein Haus im Schilf und Rohr?  
Was macht meine Tochter im finstern Moor?“

Und um den Sumpf herum sagte es:

„Das Häufel ist blank, Euer Kind das steht  
Und slicht die Zöpfe beide,  
Hat gesponnen von früh bis spät  
Pappelwolle zum Kleide.“

„Es ist gut,“ sprach die Stimme. „Aufgespielt, ihr Faulen!“ Und das  
Zimbal und die Geige klangen, und was sie spielten, war ein Tschardasch,  
den Lajosch kannte. Ein Tschardasch ist eine Tanzweise, und ein Zimbal  
ist ein kleiner Klavierboden mit Saiten, die man mit zwei Klöppeln schlägt.

Blüthgen, Gesperiden.

Lajosch lag wie ein Toter. Mit einemmal vernahm er ein Schnaufen dicht neben sich, das Schnaufen von Pferdenüstern, und der warme Hauch ergoß sich über seinen Nacken. „Joi!“ rief es rauh über ihm, „da liegt ein Bursche. Auf ein Pferd mit ihm!“ Und Lajosch hörte Geschnalz und Pferdetritte, die näher kamen, und dann fühlte er, wie es ihn am Gürtel packte und durch die Luft schwang, bis daß er saß. Er öffnete furchtsam die Augen; da fand er sich auf einem Pferderücken und blickte in eine zottige Mähne.

„Wie heißest du?“

„Lajosch.“

„Willst du mit reiten?“

„Ja.“

Er sah einen alten Mann zu Pferde neben sich, mit weiten weißen Beinkleidern, bauschigen Hemdärmeln und offenem Schnürenrock, dazu einer Astrachanmütze auf dem Kopfe. Sein grauer Bart hing bis auf die rote Pferdedecke und sein Haar bis tief in den Rücken nieder, und durch die gewaltigen Brauen funkelten seine Augen wie Glühwürmer. Das war der Heidegeist. Zwei Zigeuner ritten, der eine hatte das Zimbal vor sich und hämmerte, und der andere geigte. Weiterhin jagten sich wilde Pferde; braune Burschen und langzöpfige Dirnen saßen darauf, nachtsüßig und jauchzend schwangen sie Peitschen, die Pferde im Kreise wirbelnd, daß sie kaum zu erkennen waren, oder wie Pfeile mit ihnen da- und dorthin schießend. Der Sumpf war voll flackernder Lichter, und die Pappeln glichen nicht mehr Bäumen, sondern ehrwürdigen Greisen mit langem graugrünem Haar, die gesenkten Hauptes in das Wasser blickten. Plötzlich wallte das Wasser auf und zerteilte sich; ein schönes schwarzäugiges Mädchen stieg heraus in weißem seidenglänzendem Rocke und rotem Nieder mit Goldschnüren und flog auf den Alten neben Lajosch zu, der sie auf sein Pferd hob und küßte, und da sah Lajosch, daß sie zwei schwarze Zöpfe hatte so lang wie sie selber, die ganz mit rotem Band durchflochten waren.

„Hujoh!“ rief der Heidegeist, und jagte bei dem Sumpfe vorüber, auf dem die Lichter verlöschen; hinter ihm her flogen die Geisterpferde, die Luft faufte und zischte, und wenn der Staub aufflog, war er ein schimmernder Nebel, bis er wieder gesunken war. Sie trafen auf eine Umzäunung, in der eine Herde von Pferden erschreckt umher tobte. Der Heidegeist zeigte auf einen Schimmel, der wie Schnee leuchtete, eine Peitschenschnur traf ihn und

er sprang mit einem Satz über den Zaun und der Heidegeist schleuderte das schöne Mädchen durch die Luft, daß sie auf den Rücken des Schimmels flog. Die weiße Mähne flatterte ihr bis in das Gesicht, und sie ergriff einen Haarbüschel und wickelte ihn um die Hand; so saß sie.

Lajosch hatte alle Furcht verloren. Sein Herz in der Brust jauchzte bei dem wilden Ritt, denn er kannte kein größeres Vergnügen als zu reiten; das war es, warum er mit Sador Pal, dem Tschikofsch, Freundschaft gehalten hatte, und er wäre selber am liebsten ein Tschikofsch geworden. Aber was war ein Ritt auf dem kleinen schwarzen Hengst Sador Pals gegen diese Jagd durch die Sternennacht über der Heide! Die Geister kamen zu ihm heran im Vorüberstreifen und nickten ihm zu, die Männer und die Dirnen, und einmal auch das schöne Mädchen des Heidegeistes; es sah ihm eine Weile ins Gesicht und sprengte dann über Seite. Das Antlitz des einen Mannes kam ihm bekannt vor: er sah aus wie der Karman Schandor, den er als kleiner Junge gefannt hatte und den mit einemmal niemand mehr gesehen, seit ihn die Panduren gesucht hatten, weil er Pferde gestohlen haben sollte.

Und zum Reiten kam noch die Musik! Man hörte ganz deutlich die schwirrenden Läufe des Zimbals und das wilde Krazen auf der Geige, denn die Zigeuner spielten alles so rasch wie man den Frisch, die zweite Hälfte des Tschardasch, spielt.

In der Ferne loderte ein Feuer auf; es brannte vor einer verfallenen Heideschenke, dort hielt alles an und sprang von den Pferden. An der Mauer standen Krüge und die Geister tranken; auch Lajosch, und er schmeckte, daß er guten Wein trank, und als er ein paar Tropfen davon auf die Erde schüttete, waren es glühende Funken, die erloschen. Dann tanzte alles, einen Tschardasch nach dem anderen; Lajosch konnte sie alle singen: „Im Waldesdunkel, im dichten Wald“, „Ruhig fließt die Marosch“, „In der Stille hab ich wollen lieben“, und wie sie sonst anfangen. Das Feuer flackerte so lustig, die Tänzer stampften und regten die Hände so wild, die Haare flatterten, die Dirnen flogen im Kreise durch die Luft um die kreischenden Burschen. Und Lajosch tanzte mit; er konnte nicht anders, denn des Heidegeistes Tochter kam und faßte seinen Arm und wollte mit ihm tanzen.

Es war merkwürdig, daß sie die einzige war, die blühend rote Wangen hatte; alle anderen waren so blaß wie Wachs.

Man tanzte und man trank. Und endlich saß alles wieder auf, und

vorwärts ging es wieder in die dunkle Heide. Das Feuer bei der Heideschenke war erloschen. Die Peitschen knallten, die Hunde heulten und der schimmernde Nebel stob auf, und Lajosch war glücklich. Nur die eine Frage quälte ihn: ob er nun auch anderen Tages wieder in dem Heidedorfe sein könnte? Dort wohnten seine Eltern, seine Schwester, die Irma, und sein Bruder, der Ischtwan. Er hatte sie alle vier sehr lieb.

Sie ritten, bis der Himmel im Osten sich zu lichten begann; da lagen weite blinkende Wasserflächen vor ihnen und Lajosch dachte bei sich: das ist die Theiß! Aber es waren nur ihre Sümpfe. Plötzlich sprangen die Pferde in das Wasser hinab und Lajosch schloß schwindelnd die Augen. Naß wurde er nicht, und als er die Augen öffnete, hielt er in einer Halle. Es war nicht hell und nicht dunkel darin; ein Zwiellicht, das kam von den Wassertropfen, die überall an den Wänden glommen. Lajosch that wie die anderen: er sprang vom Pferde und legte sich auf ein dickes Schilflager zum Schlafen. Müde war er sehr, und sein Herz war bekümmert. Er wäre doch lieber oben auf der Heide geblieben und hätte das Heidedorf aufgesucht; er dachte daran, wie sehr vier Menschen sich ängstigen würden, wenn er noch immer nicht nach Hause kam. Aber er schlief ein.

Einmal wachte er wieder ein wenig auf während des Schlafes. Er fühlte einen Schmerz auf der Brust, gerade über dem Herzen, und er fühlte, wie das Herz ängstlich schlug, und blinzeln sah er schwarzes Frauenhaar vor sich und Zöpfe, die mit rotem Bande durchflochten waren. Er holte tief Atem; da richtete es sich von seiner Brust auf und des Heidegeistes Tochter sah ihn mit ihren schwarzen, brennenden Augen so geheimnisvoll an; ihre Rüstern zuckten und ihr voller, roter Mund lächelte leise. Und Lajosch seufzte tief auf und schlief wieder ein.

Er merkte nichts weiter davon, wie des Heidegeistes Tochter von seinem Herzblut trank.

Als er aufwachte und mit den übrigen zu Pferde wieder aus dem Wasser auf die Heide ritt, war es Nacht. Die Sterne blinkten und der Nachtwind raschelte durch die Gräser. Es ward ihm so leicht in der Brust, aber auch so leer; er griff nach seinem Herzen und es schlug noch, nur nicht so kräftig wie früher. Sie ritten wie in der Nacht zuvor. Die Gegend dünkte Lajosch zwar eine andere, den Sumpf mit den Pappeln trafen sie nicht; aber die Heideschenke, vor der sie Halt machten, war die gestrige. Die Geister sprachen mit ihm, und der eine davon war wirklich der Karman Schandor. Es war



merkwürdig, daß er sich auf seinen Namen erst besinnen konnte, als Lajosch ihn nannte; er wußte nicht einmal mehr, was Panduren waren. Nun bekam Lajosch Mut und fragte den Heidegeist, ob er ihn nicht wolle heimkehren lassen.

„In ein paar Tagen,“ sagte der Heidegeist.

Ein paar Tage vergingen, und Lajosch fragte wieder. Aber er fragte eigentlich nur so nebenbei, weil er gerade an das Versprechen dachte, und er verwunderte sich selber, wie gleichgültig ihm bei der Frage um das Herz war.

„Was willst du daheim?“ sprach der Heidegeist.

„Es ist nur wegen meiner Eltern,“ antwortete Lajosch, „und wegen der Irma und des Fichtwan. Mir ist, als ob ich schon hundert Jahre von ihnen fort wäre, ich kann mich gar nicht mehr besinnen, wie sie ausschauen.“

„Du kannst sie sehen.“

Sie schwenkten vom Wege ab und kamen an einen Ziehbrunnen, dort winkte der Heidegeist, und Karman Schandor sprang vom Pferde, ließ den Simer hinab und zog ihn wieder herauf. In dem Simer stand ein alter Mann und hielt sich mit zitternden Händen an die Kette. Seine Augen waren geschlossen. Und Lajosch ritt vor und schaute dem alten Manne in das braune Gesicht; es kam ihm fast so vor, als ob es sein Vater wäre, aber so recht wußte er es doch nicht.

„Ich kenne ihn nicht,“ sagte er endlich ganz verlegen, und der Heidegeist schlug ein lautes Gelächter auf. Karman Schandor aber ließ den Simer fahren, daß man ihn unten hart aufschlagen hörte. „Du hast keinen Vater mehr,“ sagte er zu Lajosch. „Der Wind ist dein Vater und die Heide deine Mutter.“

Beh! ein lustig Reiten auf der Heide glatt,  
Wenn des Windes Roß mit uns um den Preis ringt;  
Schneller ist mein weißes Roß, wie Seide glatt,  
Glatt und silbern wie der Fisch aus der Theiß springt —

so sang er, und die Zigeuner spielten es. Karman Schandor aber sprang auf sein Pferd, und jauchzend flog der Schwarm wieder mit Lajosch in die Nacht hinein.

„Ich habe keinen Vater mehr, und ich habe keine Mutter mehr,“ sagte Lajosch für sich, und er fühlte wieder an sein Herz und fand, daß es kaum

mehr zuckte. Er wollte mit aller Gewalt Heimweh haben, aber es ging nicht; es war ihm, als gehöre er zur Heide wie die Blumen und der Wind, und alles andere war ihm gleichgültig. Bloß wundern konnte er sich noch darüber, daß es so war. Vielleicht nur ein paar Tage noch, dann konnte er auch das nicht mehr, und sein Herz stand ganz stille.

„Nach Hause!“ dachte Lajosch bei sich, und während er diesen Gedanken festhielt, ward er lebhafter. Aber wie nach Hause kommen? Flüchten? — in wenig Augenblicken würde man ihn eingeholt haben.

Da — war das nicht ein Dorf? Er sah etwas wie Häuser in der Ferne und hörte Hunde bellen; und er sah noch mehr: ein Feld mit Kukuruz, nur hundert Schritt weit, und in der einen Ecke des Feldes ein hölzernes Kreuzifix mit einem Kürbisgerank um den Stamm. Und Lajosch glitt vom Pferde und rannte wie gepeitscht auf das Kreuzifix zu. Hinter sich vernahm er Geschrei und wildes Koffegetrappel, aber er hielt den Stamm des Kreuzifixes umfaßt, schloß die Augen und rührte sich nicht. Eine Müdigkeit überkam ihn, und nur wie im Traum hörte er verhallende Rufe: „Lajosch! Lajosch!“

Es war die Tochter des Heidegeistes, die ihn rief.

Am Morgen wachte er auf und ging in das Dorf. In der Brust spürte er ein tiefes Weh, eine brennende Sehnsucht nach der stillen, weiten Heide; hätte er den Rücken eines Rosses unter sich gehabt, er wäre vielleicht umgekehrt. Die Leute in der Dorfgasse sahen ihn mit neugierigen Blicken an: „Fichtenem, wie blaß er aussieht! Ein fremder Bursch, der aussieht wie eine Leiche!“ Und sie gingen ihm scheu aus dem Wege. Aber Lajosch kümmerte sich nicht um sie. Er ging dorthin, wo der Turm der Dorfkirche ragte, und schritt die Stufen des Pfarrhauses hinauf.

„Herr,“ sagte er mit tiefer Angst und küßte die Hand des alten Pfarrers, „ich habe alles vergessen, was ich lieb gehabt habe, Vater und Mutter, die Irma und den Fichtwan, mein Dorf und meine Freunde. Ich habe nur eins lieb: die Heide draußen. Und das kommt davon, weil ich mit dem Heidegeist geritten bin, und mit seiner Tochter und dem Karman Schandor und den anderen. Es war schön das, ehrwürdiger Vater, sehr schön — und die Augen des armen Lajosch leuchteten wie glühende Kohlen — „aber mein Herz das will nicht mehr schlagen, und ich weiß nicht einmal mehr, wie mein Vater aussieht.“

„Komm!“ sagte der alte Mann.

Er ging mit Lajosch in die stille, kühle Kirche, nahm vom Altarbrod und gab es ihm in den Mund. „Nimm und is!“ sprach er. „Das ist die Liebe zu den Brüdern.“ Und während Lajosch aß, fühlte er, wie sein Herz stärker und stärker klopfte und seine Wangen heiß wurden; die Erinnerung an den Heidegeist verdämmerte in seinem Kopfe und er ward wieder derselbe Lajosch, der auf dem Stein geseffen und nachher die Pferde Sador Pals gesucht hatte.

Der Pfarrer sorgte dafür, daß er in sein Dorf zurückkehrte. Dort ist alles mit Fragen auf ihn eingestürmt, wo er die Tage her gewesen, aber er sagte nichts, als daß er in der Heide gewesen und bei jenem anderen Dorfe wieder herausgekommen war. Vor der Heide behielt er eine tiefe Scheu, und er ist nachher ganz aus ihrer Nähe fort in eine große Stadt gezogen.



## Die Hochzeitsreise.



So,“ sagte der Hausknecht vom Hotel und stellte ein Paar Stiefel und ein Paar Damenschuhe vor eine Thür, „Nummer Zwölf, das wären die letzten, Gott sei Dank, und ich kann jetzt schlafen gehen.“ Darauf schlich er müde den langen Korridor hinunter, man hörte eine Treppe knarren und eine Thür schlagen. Alsdann hörte man im ganzen Hause weiter nichts.

Auf dem langen Korridor brannten nur zwei tief heruntergeschraubte Wandlampen, an jedem Ende eine. Die beiden Wände rechts und links waren voller Thüren, alle gleichweit voneinander entfernt, und immer zwei einander gegenüber; oben an jeder Thür stand eine Nummer. Vor einigen dieser Thüren war Schuhwerk zu sehen, Herrenstiefel oder Damenschuhe, bei manchen hingen auch Kleider an einem Nagel. Alle diese Sachen gehörten Reisenden, die in den Zimmern schliefen; es war nämlich schon spät in der Nacht.

Die Stiefel und die Schuhe vor Nummer Zwölf waren noch ganz neu; man konnte es daran sehen, daß sie fast gar keine Falten hatten. Denn die

Stiefel und die Menschen bekommen Falten, wenn sie alt werden, und bei den Stiefeln geht das sehr schnell. In dem Zimmer Nummer Zwölf logierte ein junges Ehepaar, das eben von der Hochzeit kam und eine Hochzeitsreise machte; und das Hotel, in dem sie eingekehrt waren, lag in einer kleinen hübschen Stadt am Rhein.

Wenn man die Stiefel genau besichtigte, so sahen sie wie ein Paar stattliche kleine Herren aus. Für ein Paar Stiefel waren sie hoch gewachsen, und oben hatten sie jeder zwei weiß und grün gestreifte Ohren, die sie stolz in die Luft reckten. Und wie herrlich sie glänzten! An gewissen Stellen blizten sie ordentlich. Die Damenschuhe blizten freilich noch mehr, denn sie waren lackirt; man konnte in ihnen die Wandlampen wie in einem Spiegel erkennen. Was die Ohren betrifft, so besaßen sie deren allerdings keine, aber dafür etwas anderes, nämlich jeder eine große Atlasrosette mit einem zierlich geschliffenen Knopf aus schwarzem Glas in der Mitte.

Eine Weile standen die beiden Paare nachdenklich nebeneinander; endlich aber knarrte der eine Damenschuh ganz vernehmlich: „Ach!“ Knarren ist nämlich die Schuh- und Stiefelsprache, und es gibt Stiefel, die viel knarren, und solche, die wenig knarren, wie es Menschen gibt, die sich gern reden hören, und wieder andere, die lieber schweigen.

„Warum seufzen Sie, mein Fräulein?“ fragte der eine Stiefel. „Fehlt Ihnen etwas?“ Und er reckte die weiß und grün gestreiften Ohren herüber, um besser zu hören.

„Ich bin sehr unglücklich,“ sagte der Damenschuh. „Ich hätte nie geglaubt, daß ich dazu bestimmt wäre, mich täglich zwölf und mehr Stunden von einem Fuß treten zu lassen. Wenn das so fortgeht, so komme ich in wenigen Tagen aus der Fassion. Sie müssen wissen, daß wir ein Jahr lang nichts zu thun hatten als hinter einer großen Spiegelscheibe zu stehen und uns bewundern zu lassen. Wir hatten die beste Gesellschaft, und immer etwas Neues zu sehen; jetzt ist man den ganzen Tag blind vor Staub, bloß abends wird man gepußt, wenn nichts mehr zu sehen ist. O, er ist schmerzlich, solch ein Wechsel!“

Und der Damenschuh seufzte, daß alle Nächte krachten, und der zweite daneben seufzte zur Gesellschaft mit.

„Sie dauern mich,“ meinte der Stiefel. „Sie haben ein Mädchenleben geführt, und der Uebergang muß sehr unangenehm für Sie sein. Wir Männer sind von Jugend auf daran gewöhnt, geplagt zu werden; und was